Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 32 (1933)

Buchbesprechung: Bücheranzeigen = Comptes-rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücheranzeigen. — Comptes-rendus.

Papyri Graecae magicae. Die griechischen Zauberpapyri. Herausgegeben und übersetzt von Karl Preisendanz unter Mitarbeit von † A. Abt, S. Eitrem, L. Fahz, A. Jacobi, † G. Möller, † R. Wünsch. I. Band. XII, 200 S., 3 Tafeln. Leipzig und Berlin (Teubner) 1928. — Unter den Resten antiken Schrifttums, die unserer Zeit durch ägyptische Papyri wieder geschenkt worden sind, befindet sich auch eine Anzahl von Texten mit Anweisung zur Zauberei. Carl Otfried Müller ist wohl der erste gewesen, der vor eben 100 Jahren Proben eines solchen Textes in deutscher Übersetzung vorlegte (Göttingische gelehrte Anzeigen 1831, 545 ff.) Seither haben Finderglück der Ausgräber und Arbeit der Forscher Vieles dazu gewonnen: über 80 Zaubertexte auf Papyrus sind heute bekannt. Es handelt sich teils um Sammelschriften in Form vollständiger Rollen oder Bücher, teils um einzelne Blätter, teils um Bruchstücke von solchen. Sie stammen alle aus Ägypten und gehören alle den nachchristlichen Jahrhunderten an. Wir besitzen auch demotische Texte nah verwandten Inhalts, wie denn unsere griechischen Texte demotisch-koptische Partien, die demotischen ihrerseits griechische Partien enthalten. Um die oft schwierige Entzifferung und Deutung der Papyri haben sich Forscher aller Länder bemüht; es gibt heute, hauptsächlich durch A. Dieterich angeregt, eine ganze Literatur dazu [1]). Die Texte selbst sind an den verschiedensten Stellen und in sehr ungleichmässiger Weise bekannt gemacht worden: Facsimilia, einfache Umschrift, kritisch durchgearbeitete Texte, Texte mit Übersetzung und Kommentar sind vorhanden, und in Texten und Literatur sich allseitig zu orientieren war eine mühsame Sache. Das ist nun viel leichter geworden durch Preisendanz' Corpus, das alle zerstreuten Texte sammelt, in gleichmässiger kritischer Verarbeitung mit deutscher Übersetzung vorlegt und die Ergebnisse der bisherigen Forschung in knappster Form zusammenfasst. Das Gesamtwerk ist auf drei Bände berechnet, von denen der erste vorliegt [3]); die beiden folgenden werden die Einleitung mit Bibliographie und Abkürzungsverzeichnis nachbringen, ausserdem eine Bearbeitung der metrischen Partien und die Register. Geplant war das Werk schon Jahre vor dem Krieg; Preisendanz hatte damit Anregungen seines Lehrers, des genialen Albrecht Dieterich, aufgenommen, und dass er durch alle Verluste und Gefährdungen der Kriegs- und Nachkriegszeit hindurch daran festgehalten und schliesslich die Aufgabe glücklich vollendet hat, sichert ihm unser aller Dank und Anerkennung. Möchten nur jetzt die Zeiten ein ungestörtes Fortschreiten gestatten!

Denn auch die Durchführung ist allen Lobes wert. Hier ist die zuverlässige, gleichmässige und bequeme Grundlage geschaffen, von der alle weitere Forschung ausgehen kann. Die vollständige deutsche Übersetzung [2]) und

---

[1]) Vgl. die reich dokumentierte Darstellung des ganzen antiken Zauberwesens von Th. Hopfner, Art. „Mageia" in Pauly-Krolls Realenzyklopädie XIV, 301 ff. (1928). — [2]) Lehrreiche Bemerkungen dazu gibt Bauer, Theolog. Literaturzeitung 1929, 103. — [3]) Inzwischen ist Bd. II bereits erschienen [Korrekturzusatz].

die Hinweise der Fussnoten auf die erklärende Literatur kommen einem eigentlichen Kommentar nahe, ohne ihn freilich ganz ersetzen zu können. Von der noch ausstehenden Einleitung ist vielleicht auch in dieser Beziehung manches Nützliche zu erwarten, wie z. B. die Erklärung wichtiger, immer wiederkehrender Begriffe als *πάρεδρος, σύστασις, οὐσία* (etwa „dienender Geist", „Verbindungszauber", „Sympathiestoff").

Dem Leser dieser Zeitschrift ist vielleicht eine knappe Charakteristik der merkwürdigen Texte nicht unwillkommen.

Der erste Eindruck ist der eines ungeheuerlichen Hexensabbaths. Alle möglichen Götter der alten Mittelmeervölker geben sich hier ein Stelldichein, voran natürlich die der Sprache der Papyri und die ihres Ursprungslandes, die griechischen und die ägyptischen. Da sind neben Kronos und Apollon, Artemis und der nächtlichen Hekate der hundsköpfige Anubis, Set-Typhon, Thot, Isis und Osiris; aber auch die babylonische Omorka, der persische Mithras, der mandäische Schöpfergott Phthael, Adonai, Sabaoth, Jao, Adam und die Erzengel, ja „der Gott der Ebräer Jesus" kommen vor. Buchstaben und Zahlen spielen, besonders als Namenzauber, eine grosse Rolle. Mystische Buchstaben- und Zahlengruppen durchsetzen fortwährend die gewöhnliche Sprache des Textes. Ganz toll erscheint endlich der Zauberapparat. Magnetstein, Paviansmist, Wiedehopfherzen, Eulen- und Affenaugen, Esels- und Aalblut, Wolfsklauen und Ibishirn, Galle des Nachtraben, Barthaare eines ersäuften Katers, Schulterblatt eines schwarzen, aussätzigen, kastrierten Ebers: das ist so eine Auswahl der Dinge, die der Zauberer benötigt. Wahrlich, das Zaubern ist weder einfach noch appetitlich gewesen.

Aber auch aus diesem tollen Durcheinander ist Vieles für die Geschichte der Religionen und des menschlichen Denkens zu lernen. Es sei auf einiges hingewiesen.

Dass die Götterwelt der Papyri den religiösen Synkretismus der alternden Mittelmeerwelt spiegelt, das liegt auf der Hand. Viele von den sonderbaren Dingen des Zauberapparates sind offenbar dank ihrer Beziehungen zu diesen Göttern zauberkräftig. Andere Zaubersubstanzen ziehen ihre vermeintliche Kraft anderswoher. So spielen z. B. eine grosse Rolle Galgenholz, Holz von gescheiterten Schiffen oder Wasser daraus, Schädelknochen oder Augen eines Hingerichteten u. ä. Der Glaube an die besondere Wirksamkeit dieser und ähnlicher Dinge ist über die ganze Welt verbreitet. Was liegt ihm an psychischer Realität zu Grunde? Die Erinnerung an das damit verknüpfte unheimliche Geschehen erregt in dem, der darum weiss, Grauen und Furcht; also, denkt er, hat dieser Gegenstand das Furchterregende, Unheimliche in sich selbst und wird auch auf andere in gleicher Weise wirken. Die Batak hatten einen mächtigen Kriegszauber. Sie töteten unter den ausgesuchtesten Martern einen Knaben und zogen dabei seine Qualen mit grausamer Wollust möglichst lange hinaus. Teile seines Leichnams wurden auf einem Stab den Kämpfenden vorangetragen und verbreiteten, so glaubte man, unter dem Feinde Schrecken und Entsetzen. Die realen psychischen Mächte, die an diesem Zauberstab haften, sind das böse Gewissen der Mörder und ihrer Mitwisser, das Bewusstsein ihrer Greueltat; weil diese ihnen wirkliches Grauen erregt, glauben sie die grauenerregende Kraft objektiv im Gegenstande wirksam. An schlechtem Gewissen des Primitiven bei Tötungen jeder Art und an der Macht seines Schuldbewusstseins ist gar nicht zu zweifeln. Man denke z. B. nur an Jagdzauber und Versöhnungszeremonien des erlegten

Jagwildes, etwa an die Bärenzeremonien der arktischen Völker[1]. Im spätantiken Zauber entwickeln denn auch z. B. eine ersäufte Spitzmaus oder ein erstickter Kater viel stärkere Kräfte als das eines natürlichen Todes gestorbene Tier.

Wie das Grausige und Unreine hat nun anderseits das Reine und Unschuldige besondere Kraft. Jungfräuliche Erde, Wasser von einem neuen Brunnen, ungebrannte Ziegel, unberegnete Fichtenzapfen, ein weisser, fleckenloser Hahn, ein unverdorbener Knabe: in allen diesen Dingen ist es die naive Sicherheit des Schuldlosen, Unberührten, die als besondere Kraft empfunden wird. Steigert doch auch der Zauberer selbst seine Kräfte durch Beobachtung von Reinheitsvorschriften: Fasten, Versagen des Geschlechtsgenusses, Baden, reine Kleidung. Ja es erscheint sogar wiederholt die Vorschrift, der Zauberer müsse „heiter" sein (*εὐφραινόμενος*). Spricht hier nicht unverkennbar die Erfahrung, dass zu erfolgreichem Handeln ein reines Gewissen gehört, weil es allein Sicherheit und das Gefühl der Überlegenheit gewährleistet?

Nun kennen wir ja ganz ähnliche Reinheitsvorschriften aus vielen antiken Kulten. Hier ist einer der Punkte, in denen Magie und Religion sich berühren. Für dieses neuerdings so lebhaft diskutierte Problem sind unsere Texte besonders lehrreich; wir geben auch hier nur einige Andeutungen. Mehrfach haben die Zauberer ernsthafte Texte des Kultus übernommen und nur ganz leicht verändert, namentlich durch Einfügen von Zauberworten und zaubermächtigen Buchstabengruppen. Dieterich hat aus dem grossen Pariser Zauberpapyrus ein höchst ernsthaftes, ja grossartiges Stück kultisch-religiöser Dichtung gewonnen, die sogenannte Mithrasliturgie. Beliebt sind namentlich Götteranrufungen in der Art der sogenannten „orphischen" Hymnen, Dichtungen, die aus langen Reihen von Namen der angerufenen Gottheit bestehen. Hier verwenden Zauber und Religion die gleichen Mittel. Beiden kommt es darauf an, die angerufene Gottheit auch sicher zu erreichen, und beide wollen sie treffen mit ihrem Namen, denn der Name zwingt. Nun hat aber die Gottheit, je berühmter und vielseitiger sie ist, um so mehr Namen, und da man nie sicher wissen kann, welches nun der richtige und also wirksame ist, muss man sie eben alle aufzählen. Im Kultus ist diese uralte Bannformel längst zu Gebet und Hymnus entwickelt; dabei sind aber oft, unbeschadet des geistigeren Gehalts und des kultivierteren Ausdrucks, die alten Formen ohne grundlegende Änderungen geblieben. Dem Zauberer sind jedenfalls beide recht; er verwendet die entwickelten Formen unbedenklich neben den niedrigen, die vor und neben den andern immer dagewesen sind und die primitives Denken immer wieder ähnlich hervorbringt.

Bemerkenswert ist auch die Haltung, die der Zauberer den von ihm bebeschworenen göttlichen oder dämonischen Mächten gegenüber einnimmt. Diese Mächte lassen sich täuschen, lassen sich Lügen aufbinden. Ein mehrfach empfohlenes Rezept zum Schadenzauber an Personen heisst „Verleumdung", *διαβολή*, und besteht einfach darin, dass man den Verhassten bei der Gottheit anschwärzt: alles was ihr ein Greuel ist soll er getan haben. Die Gottheit wird dem Zauberer glauben und ihre Beleidigungen an dem Verzeigten furchtbar rächen. Noch wichtiger vielleicht ist eine andere, ebenso einfache Beobachtung. Der Zauberer fühlt sich den dämonischen Mächten gewachsen, ja überlegen. Er

---

[1]) Vgl. A. Irving Hallowell, Bear Ceremonialism in the Northern Hemisphere. American Anthropologist XXVIII (1926), 1—175.

besitzt Mittel, sich einen Schutzwall zu schaffen, an dem die dämonische Macht wirkungslos abprallt. Freilich darf man nichts dabei versehen. Hekate hebt die nicht richtig Geschützten in die Lüfte empor und schleudert sie aus der Höhe zur Erde nieder wie der wilde Jäger (Pap. IV, 2505, S. 150), und den Römerkönig Tullius Hostilius erschlug Jupiter mit dem Blitz, als er ihn herabzwingen wollte und dabei etwas versah (Plinius Nat. hist. XXVIII 4, 1 ff.). Aber wenn man alles richtig macht, dann ist man den mächtigsten Göttern gewachsen, kann ungestraft die wildesten Drohungen gegen sie schleudern und sie sich so völlig untertan machen, dass sie, wenn auch ungern, in allem gehorchen müssen. Man hat sich über dieses kühne, selbstbewusste Verhalten im Allgemeinen viel zu wenig gewundert. Wir glauben in ihm einen Faktor erkennen zu sollen, der ebensoviel zur Entwicklung der Religion beigetragen hat wie die vielberufene primitive „Furcht". Ist nicht dies kraftvolle Gefühl der Gleichwertigkeit, in mancher Hinsicht sogar der Überlegenheit über die Dämonenwelt die primitive Wurzel oder, anders gesehen, eine pathologische Wucherung jenes optimistischen Zutrauens zu den höheren Mächten, jenes gläubigen Gefühls der Verbundenheit mit den Göttern, das gerade höhere Religionen vor den primitiven auszeichnet? Ist nicht nur unter seiner Führung die blühende Entwicklung eines festlichen Kultus, einer reichen und humanen Göttersage denkbar? Hätte nicht dies alles in Dumpfheit und Dunkel der blossen primitiven „Furcht" ersticken müssen?

Doch man sollte ja über so schwierige und heikle Dinge in blossen Andeutungen lieber gar nicht reden; aber es lag uns daran zu zeigen, wie anregend und ergieb g für wichtigste Fragen der modernen Religionsgeschichte diese Texte sind.

Den Volkskundler wird namentlich auch die Frage interessieren, was vom antiken Zauber heute noch weiter lebt. Hier ist noch Vieles zu tun, hier ist aber auch grösste Vorsicht geboten. In alchimistischen Zeichen z. B. oder im Amulettzauber steckt ohne Zweifel manches antike Erbgut; in andern Dingen liegt einfach allgemein verbreitete primitive Anschauung vor. Auf alte Tradition könnten z. B. recht wohl die sogenannten Zauberdynastien zurückgehen. Unsere heutigen Zauberer, auch wenn sie nur mehr harmlose Unterhaltungskünstler sind, gehören ja oft ehrwürdigen Lehrdynastien mit zahlreichen Generationen an; solche gibt es in Amerika so gut wie in der Türkei oder in China. Nun warnen ja unsere Papyri oft vor dem Verrat ihrer Geheimnisse an Unwürdige und wollen ihre Lehre nur an Söhne oder Töchter weitergegeben wissen. Sollten damit nicht auch die „geistigen" Kinder gemeint sein, und sollte es nicht auch da schon Dynastien gegeben haben wie bei den Philosophen?

Doch genug! Wir glauben mit diesen zufällig herausgegriffenen Hinweisen genügend gezeigt zu haben, wie vieles Volkskunde und Religionswissenschaft aus diesen Texten holen können und schliessen mit dem Dank an die Herausgeber und dem Wunsch, das verdienstliche Werk bald abgeschlossen zu sehen.

Basel. K. Meuli.

Konrad Hahm, Deutsche Volkskunst (Jedermanns Bücherei). Breslau, Ferd. Hirt, 1932. 120 S. kl.-8°. RM. 2.85. — Der Leiter der Staatl. Sammlung für Deutsche Volkskunde in Berlin, der uns schon im Jahre 1928 e umfangreicheres Werk mit demselben Titel gesehenkt hat, legt uns hier nun

ein Büchlein vor, das in knapp zusammenfassender Darstellung mit kennzeichnenden Abbildungen Begriff, Umfang und Wesen der Volkskunst behandelt. Seine Erörterungen sind allgemeiner, grundsätzlicher Natur und gehen weit über das National-Deutsche hinaus, wenn auch die Beispiele und Bilder der deutschsn Volkskunst entnommen sind. Nach einer Einleitung über die Stellung der Volkskunst in der Volkskunde und Kunstwissenschaft wird Wesen und Begriff der Volkskunst ins Auge gefasst, und da geht der Verfasser die neuen durch die Prinzipienforschung der letzten Jahrzehnte gewiesenen Wege. Nicht mehr die rein ästhetische Bewertung der „Kunst" ist der leitende Gedanke, sondern die Betrachtung „des menschlichen Formwillens auf Grund einer ganz bestimmten Verflochtenheit mit Entwicklung, Umwelt und Zweckbestimmung." Auch das, was H. über die „Träger der Volkskunst" sagt, steht durchaus auf dem Boden der neuen Anschauungen über die Beteiligung des „Volkes" an Produktion und Reproduktion der künstlerischen Gestaltung, und wie richtig ist es, wenn betont wird, das nicht nur der Erzeuger, sondern auch der Verbraucher Träger der Kunst ist, indem ja zur Entfaltung und Befruchtung des Kunstgedankens ein empfänglicher Boden vorhanden sein muss. Und damit steht im engen Zusammenhang der Zweck der künstlerischen Gestaltung. Dieser bekundet sich nicht nur bei den Gegenständen des täglichen Gebrauchs, wo oft die höchste Zweckmässigkeit in der reinsten Kunstform ihren Ausdruck findet, soudern, wie das treffend dargelegt wird, in der Verwendung der Volkskunst für den Volksbrauch (S. 19 ff.). Grundsätzlich das bedeutungsvollste Kapitel ist das über „Darstellungsform und Darstellungsinhalt" (S. 22 ff.). Hier möchten wir den Satz unterstreichen: „Es ist auch bei der Volkskunst der Einzelne, der im Vordergrund des traditionellen Schaffens steht und erfindet" (S. 24). Vielleicht ist in diesem Abschnitt doch noch zu wenig hervorgehoben, dass neben den Konzessionen, die das neugestaltende Individuum meist an den „Massen-Formwillen" macht, doch vielfach starke Individuen — auch solche gibt es in der „Unterschicht" — die Masse in ihren Willen zwingen können. Die Gegenüberstellung: „Stilkunst ist Persönlichkeitskunst, Volkskunst ist unpersönliche Kunst" scheint auch der Verfasser nicht mehr in ihrer Schroffheit aufrecht erhalten zu wollen. Aber immer noch etwas zu ausschliesslich scheint mir der Ausspruch: „Man kann in der Volkskunst das Zusammenwirken von zwei Grundkräften erkennen: die traditionelle handwerkliche Übung und Formbildung und die assoziative, prälogische Welt des des primitiven Menschen" (S. 27). Beide Kräfte können von individuellen Kräften durchsetzt und gewandelt werden. Vorzüglich sind die Betrachtungen über den Darstellungsinhalt (S. 80 ff.), und namentlich das über das Ornament Gesagte (S. 33 ff.). Viel Anregung empfängt man auch durch die Auseinandersetzung über die begriffliche, geschichtliche und landschaftliche Abgrenzung der Volkskunst; ein vielumstrittenes Gebiet, über das sich die Meinungen weit verzweigen. Der Ref. geht mit dem Verf. in der möglichst weiten Fassung des Begriffs „Volkskunst" einig, soweit sie die schaubaren Gegenstände betrifft. Auch die Scheidung in angewandte und freie Kunst (S. 37) wird sich unschwer durchführen lassen. Grossen Schwierigkeiten begegnet dagegen, wie auch H. einsieht, die landschaftliche oder gar stammheitliche Charakteristik; von Rasse gar nicht zu reden. So halte ich es für eine Täuschung, wenn man von einer alemannischen oder fränkischen Volkskunst spricht, nur weil vielleicht die Schweiz oder Hessen

gewisse Besonderheiten aufweisen. Für den Hausbau mag die Stammeseigenart in beschränktem Masse gelten, obschon auch hier spätere, oft individuelle Einflüsse sich geltend machen; für die Tracht möchte ich sie ablehnen. Nachzuprüfen wären gewisse kennzeichnende Erscheinungen, wie z. B. die Farbenfreudigkeit der Slaven. Der zweite Abschnitt: „Volkskunst und Handwerk“ beschäftigt sich namentlich mit der Herkunft und Anwendung der Techniken an den verschiedenen Materien (Holz, Gewebe, Ton, Glas, Metall). 50 Tafeln mit sorgfältig gewählten Beispielen illustrieren den Text.

Dem ausgezeichneten Kenner dieses Forschungsgebietes sei der Dank aller Freunde echter Volkskunst ausgesprochen. E. Hoffmann-Krayer.

Julius v. Negelein, Weltgeschichte des Aberglaubens. I. Bd.: Die Idee des Aberglaubens. Sein Wachsen und Werden. Berlin, Walter de Gruyter, 1931. VIII, 373 S. Gr.-8°. — Der bekannte Indologe und Religionsforscher bietet uns hier ein Werk mit sehr umfassendem Titel, auf das man mit Recht gespannt sein konnte. Der Untertitel des vorliegenden I. Bandes stimmt nicht recht zu dessen Inhalt; denn weder enthält der Abschnitt „Aberglauben im Völkerleben“ eine grundsätzliche Abfindung mit dem Begriff und Umfang des Aberglaubens, noch weist das Kapitel „Aberglauben der Primitiven“ sein Wachsen und Werden nach. Der dritte Abschnitt über den indischen A. ist als besonderes Forschungsgebiet des Verfassers eine sehr willkommene Stoffzusammenstellung (freilich ohne Quellenangaben), aber die Prinzipien des A.'s sind damit nicht klargelegt; denn v. N.'s Ausspruch „wer Indiens Aberglauben erschliesst, beschreibt das menschliche Seelenleben von der Zeit an, da der Anthropoide mit dem Erwerb des menschlichen Ganges den Sinn des Gesichtes walten zu lassen begann, bis zu der Ära, die durch die Gebote der Liebe und Wahrheit jeden Aberglauben aufhob“; dieser Ausspruch ist von einer seltsamen Unlogik. Um die psychischen Grundlagen des Aberglaubens zu erklären, dürfen wir nicht ein einzelnes Volk erforschen, sondern müssen auf breitester Basis durch vergleichende Beobachtungen unsre Feststellungen über die Psychologie des Aberglaubens aufbauen; und wann soll die Ära, die den Aberglauben aufhob, eingetreten sein?

Im ersten Kapitel erwartet man von einem so namhaften Forscher, wie v. N., eine Umgrenzung des Begriffs Aberglaube. Es werden aber nur einige Definitionen zitiert oder missdeutet. Wenn man freilich jeden Irrtum der Menschen als A. bezeichnet, so gibt es allerdings keine begriffliche Umgrenzung von A. mehr. v. N. nennt die Vorstellung, dass das Schwein schmutzig sei, dass grosse Männer körperlich gesund seien, dass Goethes letztes Wort „mehr Licht!“ gewesen sei, einen A. Solche „Unrichtigkeiten“ sind aber ebensowenig A., wie die ältere Meinung, die Erde sei eine Scheibe oder das Hebräische sei die Ursprache der Menschheit. Als A. wird eben doch nur bezeichnet der Glauben an Kräfte, die nicht im Bereich der Naturgesetze*) und der kirchlich anerkannten Religionslehre liegen. Mit Recht fragt v. N.:

*) Meine Wendung „naturgesetzlich unerklärliche Kräfte“ hat v. N. völlig missverstanden, wenn er sagt, dass dann die Gravitation A. wäre. Der Glaube, dass ein Bock durch die Luft fliegen könne, ist A., weil er dem Naturgesetz der Gravitation widerspricht; das ist es, was ich mit dem Glauben an die Wirkung naturgesetzlich unerklärlicher Kräfte meine, nicht die unerklärlichen Naturgesetze selbst.

Welcher Religionslehre? Aber diese Frage ist schon beantwortet: von jeher war der A. auf religiösem Gebiet relativ. Dem Protestanten mag manches von der katholischen Kirche Sanktionierte als A. erscheinen, und noch mehr bei weiter getrennten Religionen (z. B. Christentum und Mohammedanismus). Der Atheist wirft vollends jede Religion zum A. Dieser verschwimmenden Grenzen ist sich jeder Aberglaubenforscher bewusst, ohne deshalb an der Möglichkeit einer Definition zu verzweifeln. Aber nicht nur der religiöse A. ist relativ, sondern auch der wissenschaftliche, den v. N. als „nahezu absolut" bezeichnet. Die Astrologie, im besonderen Sinne das Horoskop, war früher allgemein anerkannte Wissenschaft, jetzt ist sie als solche entthront; die Fähigkeit der Tiere, das Wetter zu prophezeien, die Wünschelrute u. a. wird von den Einen als A., von den Andern als Naturveranlagung eingeschätzt. Und Einsteins Relativitätstheorie? Der A. ist sozusagen immer relativ, weil nach Zeiten und Menschen verschieden beurteilt. Dieser erste Abschnitt enthält, wie auch die übrigen, eine Fülle von Beobachtungen, aber für die Prinzipien des A.s ist er wegen der Unübersichtlichkeit der Gliederung wenig ergiebig.

Der mittlere Teil behandelt den A. der Primitiven. Die Aufnahme dieses Kapitels wird damit begründet, „dass die Mentalität etwa des eiszeitlichen Menschen der unserer niedrigsten gegenwärtigen ethnischen Einheiten entspricht." Das könnte möglicherweise, obschon gänzlich unbeweisbar, für sehr primitive, isolierte Stämme, wie die Weddas oder die Toradjas, zutreffen. Eine solche Annahme ist aber eine unfruchtbare Theorie. Geradezu falsch dagegen ist die Behauptung, dass die religiösen und mythischen Vorstellungen, Riten, Zauberhandlungen der Naturvölker den primären, d. h. ursprünglichen A. klarer wiederspiegeln, als die der Kulturvölker. Bei den Naturvölkern sind das oft ganz komplizierte Gebilde und Systeme, deren Erklärung die grössten Schwierigkeiten bietet (wir erinnern nur an den Totemismus und die aus ihm erwachsenden Vorstellungen), während der uns geläufige A. trotz seiner Vielgestaltigkeit viel leichter verständliche Formen aufweist. Der primäre A. ist so schlicht, natürlich und alltäglich, dass wir ihn kaum beachten. Wenn Einer mehrmals bei drohendem Wetter seinen mitgenommenen Regenschirm nicht braucht, seinen bei besserem Wetter zurückgelassenen bei eintretendem Regen vermissen muss, sagt er: Immer wenn ich den Schirm zurücklasse, kommt Regen. Ernst Häckel, der Leugner alles Metaphysischen, schreibt an seine Geliebte: „Es ist wirklich, als ob mit dem Verluste Deines lieben Portefeuilles mein guter Stern von mir gewichen sei — ich könnte abergläubisch werden"; und in einem andern Brief: „Nun liege ich mit festgeschientem Knie auf dem Krankenbett. Ganz gerade so, wie Du!! Sonderbar, höchst seltsam, diese ‚Sympathie', die zwei Liebende auf den entgegengesetzten Erdhälften erleiden!! — man könnte allerlei mystische Konsequenzen daraus ziehen!" Es ist eben eine psychologisch ganz verkehrte Prämisse, dass der Primitive nur primären, der Zivilisierte nur sekundären A. habe. Der primäre A., d. h. die unvermittelte Vorstellung von der Äusserung einer übernatürlichen und übersinnlichen Kraft kann im Jahre 1932 mitten in einer Weltstadt ebenso gut auftreten, wie beim eiszeitlichen Menschen; und ganz gleich der sekundäre, d. h. vermittelte, vielleicht sogar schon systematisierte A. Zuzugeben ist nur, dass bei den schwach individualisierten Naturvölkern der A. breitere Massen ergreift, als bei den Kulturvölkern, die von wissenschaftlicher Aufklärung und selbständig denkenden Individuen durchsetzt sind; anderseits ist bei den Naturvölkern der A.

vielfach zum System geworden. Ich habe diese Prinzipien im „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ (1, 73 ff.) und in diesem „Archiv“ (30, 169 ff.) mit konkreten Beispielen belegt.

Müssen wir daher zu manchen grundsätzlichen Ansichten des Verfassers Bedenken äussern, so dürfen wir ihm trotzdem unsern warmen Dank aussprechen für den grossen Reichtum an Stoff, den er auf diesem ungeheuer weitschichtigen Gebiet vor uns ausbreitet. Vielleicht können wir unsre Vorbehalte fallen lassen, wenn er uns den II. Band: „Die Haupttypen des Aberglaubens“ geschenkt hat, dem wir mit freudiger Spannung entgegensehen.

E. Hoffmann-Krayer.

Deutscher Kulturatlas, hg. von G. Lüdtke und L. Mackensen. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 17./18. Lieferung. Darin von volkskundlichem Interesse: 2a: Sprockhoff, Ältere Steinzeit: Besiedlung; 34: Sexauer, Stämme zur Zeit der Karolinger; Achterberg, Heilige der Merowinger; 57: Müller-Bergström, Gottesurteile; 36: Osthus, Slaven auf germanischem Boden im frühen MA. — 19./20. Lief.: 2b: Sprockhoff, Ältere Steinzeit: Geräte, Schmuck, Bestattung; 6: Jüngere Steinzeit: Grabformen und Bestattungssitten; 7b: Geräte, Schmuck, Waffen; 14: Bronzezeit: Hausbau und Siedlung. — 21./22. Lief.: 25: Behn, Haus der Römerzeit; 227: Kaiser, Die germ. Altertumswiss. im 16. Jh.; 227a: im 17. Jh.; 227b: im 18. Jh. — 23. Lief.: 4: Kühn, Die Kunst der Eiszeit; 22b. c: Sprockhoff, Vorrömische Zeit: Fürstengräber; 31: Behn, Bewaffnung der merowingischen und karolingischen Zeit; 69: Kunst der Völkerwanderungszeit I (altgerm. Tierornamentik); 70. Dass. II (Kunstgewerbe); 71: Dass. III (Arbeiten in Holz; 72: Dass. IV (Steinplastik). — 24./25. Lief.: 12c: Sprockhoff, Bronzezeit: Giesserkunst; 15b: Petzsch, Die Lausitzer Kultur II (Keramik); 22: Sprockhoff, Vorröm. Eisenzeit: Hausbau; 22d: Vorröm. Zeit: Ackerbau und Viehzucht; 30: Völkerwanderung: Grabformen und Bestattungssitten; 36a: Slavische Kultur (Archäologie); 40. 41: Behn, Haus der merow.-karoling. Zeit I. II. — 26./27. Lief.: 9: Bronzezeit: Grabformen und Bestattungssitten; 15: Tonware; 15a: Petzsch, Die Lausitzer Kultur I; 16: Sprockhoff, Übergang von Bronze zu Eisen: Kulturen; 22a: Vorrömische Eisenzeit: Grabformen und Bestattungssitten; 24: Petzsch, Die Ostgermanen in der Kaiserzeit; 42: Lampe, Die Entwicklung der Stadt im frühen MA. — 28./29. Lief.: 24a: Sprockhoff, Ost- und Westgermanen; 333i: Ellinger, Die literar. Überlieferung der Faustsage bis zu den Anfängen von Goethes Faust. — 30./32. Lief.: 13a. b: Sprockhoff, Bronzezeit: Schmuck und Bewaffnung I. II; 43: Behn, Der obergermanisch-rätische Limes; 54. 54a: Achterberg, Quellen zur altgerman. Religionsgeschichte I. II; 64. 64a: Basler, Heldensage I. II.

E. H.-K.

Siebenbürgisch-deutsche Volkslieder, I. Band, Lieder in siebenbürgisch-sächsischer Mundart. Herausgegeben von G. Brandsch. Verlag von Krafft & Drotleff A.-G., Hermannstadt, 1931 (Schriften der Deutschen Akademie, Heft 7), XX und 258 S. — Der Inhalt dieser Sammlung gliedert sich wie üblich in geistliche und weltliche Lieder, diese wiederum in Balladen, Liebeslieder, Abschieds-, Hochzeits-, Spinnstubenlieder, Trinklieder, Scherz- und Spottlieder, Kinderlieder, Tanzreime usw. und zeigt damit, dass auch in Siebenbürgen der Stoff der Gesänge ungefähr der gleiche ist, wie er bei uns in der Schweiz — einst auch war. Soldatenlieder scheinen zu fehlen. Die

Sammlung selbst ist eine wissenschaftliche, zusammengestellt nach den Bedingungen der Vollständigkeit, nicht der Benützbarkeit oder der Ästhetik. Wäre es anders, so müsste zwar manches Lied, das in Rhythmik oder Melodik gar zu monoton ist, besser der Vergessenheit anheimfallen, aber auch dann bliebe noch so vieles übrig, das gesungen zu werden verdient, dass wir nur mit einem gewissen Neide auf solch reichen, und wie die beigegebenen Jahreszahlen der Aufnahme zeigen, immer noch benützten Schatz blicken können.

Vor allem fallen als Kennzeichen wirklich musikalischen Empfindens die vielen Moll-Lieder auf, nicht nur bei den geistlichen sondern z. B. auch bei den Liebesliedern. Sie dokumentieren zugleich das höhere Alter der Melodie, besonders wenn sie, wie hier mehrfach, den ausgesprochenen Charakter der ursprünglichen Kirchentonart wahren. Gleich die erste mitgeteilte Melodie ist dorisch, ausserdem interessiert sie durch den unregelmässigen Rhythmus, der trotz der knappen Fassung der vier Takte das lange 16 strophige Lied zu tragen vermag. Es ist hier auch gleich zu sehen, mit welcher Sorgfalt der Herausgeber vorgeht: die mutmassliche erste Quelle und mehrere Varianten werden genau mitgeteilt. Ein sehr hübsches Beispiel für rhythmische Veränderung der ursprünglichen Fassung findet sich auf S. 50, wo der Herausgeber zwar von einer „Sprengung des metrischeu Baues“ spricht, aber gerade die melodische Führung ungemein an Leben gewinnt, ohne an Übersichtlichkeit zu verlieren.

Kräftiges und für uns fremdartiges der Melodik findet sich auf Schritt und Tritt. Die Melodie S. 51 könnte in ihrer simpeln Führung überall gesungen werden, aber kein Mensch käme hierzulande auf die Idee des Terzenauftaktes (an Stelle des üblichen Aufstiegs in der Quarte), ebenso wirksam ist der mehrfache Quintenschritt des Liedes S. 58, der die sonst reichlich langweilig pendelnde Melodie unterbricht. Der Schritt findet sich auch sonst, z. B. S. 63, darf also vielleicht als landeseigentümlich angesehen worden. Weiterhin fallen beträchtliche Melodiesprünge auf, etwa die Oktave in dem Liede S. 47, oder die Führung von der untern zur obern Oktave der Tonika, über die Mittelstufen, die dem Liede S. 65 seinen Glanz gibt. Hin und wieder findet sich die bei uns ganz seltene Triole, etwa auch einmal der auf dem ersten Viertel des Dreischlagtaktes kurzpunktierte Rhythmus, der die Zeit der Romantik charakterisiert und zur Datierung Anhaltspunkte geben kann. Eine ganz widerborstige, aber fesselnde Melodie ist S. 92 angegeben. Alle Augenblicke meint man, sie müsse in „Steh ich in finstrer Mitternacht“ umbiegen, es klingt, als wolle sie dies unbedingt vermeiden und komme doch nicht davon los. Wenn sie, wie der Herausgeber vermutet, Druckfehler enthält, so wird die Sache nur noch verdächtiger. Das eventuelle Original ist freilich gesanglicher, aber man möchte ihm doch alsgemach ein seliges Ende wünschen.

Der Schreiber dieser Zeilen hat sich hier mehr an das musikalische gehalten, zum sprachlichen sich zu äussern, fühlt er sich nicht kompetent, umsoweniger als das siebenbürger Deutsch für unser Verständnis durchweg einer völligen Übersetzung bedürfte, damit man den Einzelheiten gerecht werden könnte. E. Refardt.

Rudolf Kriss, Volkskundliches aus altbayrischen Gnadenstätten. Augsburg, B. Filser, 1930. Brosch. RM. 28.—. Das Buch bietet eine Beschreibung der bayrischen Wallfahrtsorte, nach Landschaften geordnet, erläutert die Wall-

fahrtsbräuche und gibt ein genaues Verzeichnis der Votivgaben und -bilder mit zahlreichen, guten Abbildungen. Im Hinblick auf den Volkskundeatlas sind auch einzelne Erhebungen, die die selteneren Opfergaben betreffen, zu Karten verarbeitet. Bei der geographischen Anordnung des Stoffes bilden die beigefügten Tabellen eine willkommene Ergänzung, indem sie eine Übersicht über Art der Opfergaben, Patrone der Gnadenstätten sowie über Legendenmotive und Vorkommen von Quellenkult geben, leider aber doch nicht ganz das fehlende Sachregister ersetzen können. Der Verfasser will nur das reichhaltige Material darbieten, das er meist persönlich mit Fleiss und Gründlichkeit eingeerntet hat, und er betont dabei ausdrücklich, dass es höchste Zeit dazu sei, das noch Vorhandene zu bewahren, weil von Jahr zu Jahr immer mehr mit den alten Votiven aufgeräumt wird; seine Vergleiche mit den Funden Andrees beweisen es. Doch ist es ihm gelungen, teils aus alten Mirakelbüchern, teils durch eigene Aufnahmen eine Masse interessanten Materials zu sammeln. Als Beispiele seien genannt: Umwandlungen und Umritte (S. 88), Ersatzquellenkult (S. 115), schwarzes Huhnopfer (166 f.) und Opfer lebender Tiere (203), Modernisierung des Exvotobildes, d. h. Einkritzeln der Bitten auf die Kirchenwände (171), der Heilige der Inflationszeit Expeditus (216). Besonderes Gewicht gelegt hat er auf Notierung und Beschreibung der selteneren Opfergaben und auf die geographische Umgrenzung ihres Vorkommens. Seine Zwischenbemerkungen über die primitiven Kultformen zeugen von richtiger Einsicht in das Denken des Volkes. Im Schlusswort betont er den Eindruck, dass man es mit einem absterbenden Brauchtum zu tun habe, wir stehen an einem Wendepunkt des religiösen Volksempfindens; er erkennt eine Wendung vom persönlichen religiösen Sonderleben zur Massenpsychose hin, die sich u. a. im Massenbetrieb mit Massenartikeln auch auf diesem Gebiet bemerkbar macht. P. Geiger.

Ernst Bargheer, Eingeweide. Lebens- und Seelenkräfte des Leibesinneren im deutschen Glauben und Brauch. Mit 8 Tafeln und 8 Abbildungen im Text. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter, 1931. XV, 443 S. Gr. 8-°. RM. 28.—, geb. 30.—. Wertvolle Beiträge zu den Gebieten des Organseelenglaubens, der Eingeweidemantik, des Organzaubers und der Organtherapie. Weite Gebiete der Volksmedizin werden gefaset in dem Schlussabschnitt über die Erkrankung und Heilung der Eingeweide. Eine Gesamtübersicht, ein ausführliches Register und eine reiche Literaturzusammenstellung erhöhen die Benutzbarkeit.

Fritz Byloff, Volkskundliches aus Strafprozessen der österreichischen Alpenländer mit besonderer Berücksichtigung der Zauberei- und Hexenprozesse 1455—1850 (Quellen zur Deutschen Volkskunde, hg. von Geramb und Mackensen 3. H.) Berlin, Walter de Gruyter, 1929. 68 S. Lex.-8°. RM. 8.—. Die vorliegende Publikation zeigt wieder so recht deutlich, welch reicher volkskundlicher Stoff noch in Gerichtsakten verborgen liegt. Hier ist es vor allem das unendlich weitschichtige Gebiet des Aberglaubens und insbesondere des Zauberwesens, das Darstellung findet. In 73 Abschnitten wird Material über Liebes-, Wetter-, Bild-, Krankheits-, Tötungs- und viele andere Zauber, Segensformeln, Tierverwandlung, Amulette, Talismane usw. usw. geboten und Vieles mit Parallelliteratur belegt. Die Benutzung wird durch ein vorzügliches Sachregister erleichtert. E. H.-K.

R. F. Fortune, Sorcerers of Dobu. The Social Anthropology of the Dobu Islanders of the Western Pacific. London, George Routledge & Sons, 68—74 Carter Lane, E. C., 1932. XXVIII, 318 S. 8°. Preis 15 s. — Wir kennen heute die materielle Kultur der meisten Völkerschaften, besonders aus der Südsee ziemlich gut. Was uns aber immer noch fehlt, ist die Kenntnis und das Verständnis der Kulturen selbst, in Bezug auf soziale Organisation, Besitz, Religion usw. Kurze Aufenthalte bei verschiedenen Völkern können uns da wenig neues mehr lehren und deshalb ist es ein grosses Verdienst der jüngeren ethnologischen Schule in England, dass von ihr im Felde nicht mehr extensiv, sondern intensiv gearbeitet wird: junge, gut ausgebildete Ethnologen lassen sich längere Zeit in einem Dorfe nieder, erlernen die Sprache und leben so weit wie möglich das Leben der Eingeborenen. So können sie tief in das Leben derselben eindringen, sie lernen nicht nur den materlellen, d. h. äusserlichen Teil desselben kennen, sondern auch den ceremonialen und emotionellen. Sie sind in der Lage, nicht nur den sozialen, sondern auch den vielen individuellen Verzweigungen des Lebens nachzugehen, wir treten den Leuten menschlich näher, wir erkennen das Widerspiel zwischen Sitte und Individuum, zwischen den Individuen selbst. Ungeahnte Erscheinungen sind uns dadurch bekannt geworden, und die Kulturen selbst, denen wir immerhin fremd und wenig verständnisvoll gegenüber gestanden, kommen uns menschlich nahe und bekommen Fleisch und Blut, werden aus theoretischen Gebilden eminent menschliche.

Nicht wenige solcher Monographien sind in den letzten Jahren herausgegeben worden, viele sind zum Teil in Vorbereitung. Das vorliegende Buch ist ein Muster von ihnen und bietet viel mehr, als der Titel verspricht, werden darin doch die ganze Soziologie und Magie behandelt, in leicht lesbarer Form. Weitere Bände sollen die Linguistik, Mythologie und materielle Kultur schildern, und als Ganzes werden wir dann eine vorzügliche Schilderung einer Südseekultur besitzen. F. Sp.

Roger Goodland, Bibliography of Sex Rites and Customs. An annoted record of books, articles, and illustrations in all languages. London, George Routledge & Sons, 68—74 Carter Lane, 1931. 752 S. 4-°. Preis 63 s. — Dieses bibliographische Werk fasst u. W. zum erstenmal die Literatur über Sexualriten zusammen; denn das Werk von Hayn berücksichtigt in erster Linie die Erotik in der Erfindungsliteratur. Hier handelt es sich um das Sexuelle in der Ethnologie, und zwar geht der Verfasser so weit, auch diejenigen Werke zu zitieren, die ganz gelegentlich Sexualrituelles enthalten, wie . B. die Mythologien. Zahlreich sind auch die Zitate über prähistorische Werke und Aufsätze, welche über phallische Objekte u. dgl. berichten. Ein ausführliches Ortsnamen- und Sachregister erleichtert die Benützung. Das Werk sollte in keiner wissenschaftlichen Bibliothek fehlen.

E. Hoffmann-Krayer.

Herbert Freudenthal, Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch. Mit 11 Tafeln und 15 Textabbildungen. Berlin, Walter de Gruyter, 1931. XX, 571 Seiten Gross-8°. RM 38.—, geb. 40.—. Diese erste monographische Darstellung des gesamten deutschen Feuerglaubens und -brauches versucht die nach den lebendigen Erscheinungsformen gegliederte Fülle des Stoffes systematisch und historisch zu durchdringen und auf den Anteil an germanisch-

heidnischen, antiken, christlichen und jüdischen Anschauungen hin zu deuten. Eine Reihe entlegener Abbildungen unterstützt den Text. Ein Anhang enthält die Zusammenstellung von 76 zum Teil ungedruckten Notfeuerzeugnissen von der Mitte des 8. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts im Wortlaut, eine Sammlung von Heischeliedern und eine textkritische Ausgabe eines verbreiteten Feuersegens. Eine reichhaltige Bibliographie und ein ausführliches Sachwortverzeichnis sind beigegeben. Die einzelnen Kapitel betreffen: Blitzfeuer, Herdfeuer, Kerzenfeuer, Notfeuer, Jahresfeuer, Schadenfeuer, Fegefeuer, Sagenfeuer.

Deutsche Volkskunde im ausserdeutschen Osten. Vier Vorträge von G. Brandsch, G. Jungbauer, V. Schirmunski, E. von Schwartz. Berlin, Walter de Gruyter, 1930. IV, 81 S. Lex.-8°. RM. 5.—. Der vorliegende Band vereinigt vier Vorträge, die auf der Berliner Verbandstagung der Deutschen Vereine für Volkskunde im Oktober 1929 gehalten wurden. Inhalt: Die deutsche Volkskunde in der Tschechoslowakei. Von Gustav Jungbauer. — Die deutsch-ungarische Volkskundeforschung. Von Elmar v. Schwartz. — Deutsche Volkskundeforschung in Siebenbürgen. Von Gottlieb Brandsch. — Volkskundliche Forschungen in den deutschen Siedlungen der Sowjet-Union. Von Viktor Schirmunski. Alle Verfasser sind erste Kenner der Volkskunde ihrer Gebiete und geben uns wertvolle Aufschlüsse über die oft schwer-zugänglichen Materien derselben.

Karl M. Klier, Neue Anleitung zum Schwegeln (Seitenpfeifen) mit 16 Notenbeispielen, 6 Grifftabellen und einer Tafel. Wien, Eichendorff-Haus, 1931. ö. S. 1.40, RM. 1.—. Der Name des Verfassers bürgt uns für eine vorzügliche Arbeit, und wir haben allen Grund, uns diese Anleitung näher anzusehen, weil unsere bodenständige „Schweizerpfeif“ vom Piccolo teilweise schon ganz verdrängt worden ist. Kliers Einführung und Erläuterungen sind vorbildlich, die Grifftabellen wertvolle Unterrichtsmittel und zwingen uns auch nach der Aneignung der Gabel- und halbdeckenden Griffe keineswegs zur Aufgabe des Tritonus oder der charakteristischen Pfeiferquart in unsern ältern Pfeiferstücken. Unter sehr wohlgewähltem Unterrichtsstoff findet sich auch der von Franz Bettschart in der alten eidg. Pfeifer- und Tambour-Ordonnanz (1886) nach Gehör aufgeschriebene Feldschritt (No. 1). Die Literaturhinweise und die sehr gut gezeichnete Tafel werden selbst der Musikwissenschaft recht willkommen sein.

Dabei sei auch der schon 1927 erschienenen 2 Hefte der Spielmusik fürs Landvolk eingerichtet von Raimund Zoder und Otto Eberhard gedacht. Volksweisen (Märsche, Tänze und Lieder) für 2 Querflöten und kleine Trommel (auch Geigen oder Klarinetten). Gesammelt von K. M. Klier und Raimund Zoder, Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst. Wien, Leipzig. Dieses aus gleichem Geiste entstandene Heft hat nicht nur eine erzieherische, sondern auch eine bemerkenswerte volkskundliche Bedeutung. Hanns in der Gand.

Karl Kronfuss und Alexander und Felix Pöschl. Niederösterreichische Volkslieder und Jodler aus dem Schneeberggebiet. Gesammelt von . . . Wien und Leipzig, 1930. Universal-Edition A. G. Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst. Preis? — Eine Auswahl aus einer Sammelarbeit, die im Auftrage des österreichischen Volkslied-Unternehmens

(Arbeitsausschuss für Niederösterreich) gemacht worden ist. Sie verfolgt nicht rein volkskundliche Zwecke, sondern gibt dem Volke das ihm abgelauschte Gut auf würdige Weise zurück. No. 1, 11, 16, 19 und 21 haben viel Klangverwandtes mit Jodelweisen, die auch bei uns aufgeschrieben worden sind. No. 12 wäre dem Ohr unserer Bergbevölkerung nie eingängig. Wertvoll ist an dieser kleinen Quellenangabe die Wiedergabe des „Volkssatzes" d. i. der Mehrstimmigkeit mit all der Unbekümmertheit und Härte — und vor allem, dass die Herausgeber für getreue Aufzeichnung einstehen.

Wie weit sind wir in der Schweiz noch mit solchen Arbeiten zurück — ich meine nicht mit Ausgaben — mit Aufnahmen! Hanns in der Gand.

Lorenzo Zanetti, Canti popolari della svizzera italiana. Raccolti da . . Armonizzati da Friedrich Niggli. Mueller & Schade Berna, 1930. Prezzo Fr. 4.—. „I più sono canti divenuti popolari . . . . della vicina bella Italia, e poi importati nelle vallate svizzere da gente nostra" sagt der Herausgeber aufrichtig und da das Lied (auch bei uns im Norden) nicht nach Grenzen und Pässen fragt, finden sich mehr oder weniger volkläufige Stücke darunter, die sich ganz eingebürgert haben. Das Bataillonslied der 93 steht auf Wort und Weise des Liedes Addio, la caserma und die Soldati Grigionesi haben genau so fam e frecc wie die Tessiner. Friedrich Niggli gab den Weisen einen sehr guten Klaviersatz und E. Piguet und E. O. Weibel eine teilweis hochdeutsche und teilweis mundartliche Übertragung in gebundener Sprache.

Hanns in der Gand.

Les Chansons populaires recueillies dans la Suisse romande sous les auspices de la Société suisse des Traditions populaires par Arthur Rossat. Tome II. 2e partie: *Vies et Miracles de Jésus, de la Vierge des Saints. Complaintes, Chansons de couvent*, publié par Edgar Piguet. 222 p. Publications de la Société suisse des Traditions populaires, Vol. 22. Bâle 1931, au siège de la Société et chez MM. Helbing & Lichtenhahn, libraires et à Lausanne chez Fœtisch S. A. Prix: Sociétaires 10 Fr., non sociétaires 12 Fr.

Comme suite aux *Chansons traditionnelles* qui forment le 1er volume publié par Rossat en 1917, M. E. Piguet a publié l'an dernier la 1ère partie du second volume qui comprend les *Chansons de Fêtes de l'année.* Voici aujourd'hui la 2e partie, terminant le volume II, qui est consacrée aux Chansons d'inspiration religieuse, groupées sous le titre de *Vies et Miracles de Jésus, de la Vierge et des Saints,* puis aux *Complaintes* et aux *Chansons de couvent.*

Nous recommandons cet opuscule, composé avec un soin consciencieux par notre dévoué collaborateur, M. E. Piguet, à tous ceux qu'intéressent notre chanson populaire, non seulement au point de vue du folklore proprement dit mais aussi au point de vue littéraire. J. R.

Ausgegeben März 1932.

Buchdruckerei G. KREBS, Fischmarkt 1, Basel.